



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Borinski, Karl: Hegel in seinen Briefen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

glauben, versicherte jedoch, daß er, wie es einem Doktor der Theologie Augsburgischer Konfession gezieme, niemals gegen diese Lehrsätze vor dem Volke, weder im Predigen noch Katechisiren, direkt gelehrt habe, folglich auch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines protestantischen Lehrers abgewichen sei, sondern allezeit „mit Klugheit und Vorsicht“ die Gesetze des Staates mit der Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht habe. Er könne aber unmöglich der Kirche das Recht zugestehen, ihm aus den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, könne sich unmöglich sein gut protestantisches Recht, alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich aus Gottes Wort überzeugt fühle, verkümmern lassen. Sein Glaubensbekenntnis — so schloß er — sei das eines sehr großen und ansehnlichen Teiles der deutschen Nation; tausend und aber tausend dächten so wie er, nur daß ihnen Gelegenheit oder Freimütigkeit fehle, es laut zu sagen, tausend und aber tausend flehten mit ihm um die Rechte der Menschheit und des Gewissens.

(Schluß folgt.)



Hegel in seinen Briefen.

Von Karl Borinski.



och einmal, über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, tritt der damals berühmteste und einflußreichste der Philosophen aller Zeiten und Völker lebendig vor eine weitere Öffentlichkeit. *) Und wie einen Lebenden begrüßt ihn die Tagespresse bis in ihre dunkelsten Provinzialwinkel hinein. Ist das wirklich nur die Wirkung der Pietät, welche auch die flache Alltäglichkeit dem Bedeutenden, dem Hervorragenden wenigstens äußerlich schuldet? Man pflegt es sonst leider in Deutschland damit nicht allzu genau zu nehmen; statt aller sich ungesucht aufdrängenden Vergleiche verfolge man nur den nächstliegenden, wie sich in ähnlichem Falle das große Publikum etwa gegen Kant verhalten würde. Oder welchen Eindruck hat es gemacht, als vor noch gar nicht zu langer Zeit, noch ganz nahe der frischen Erinnerung von seinem Ableben, das Lebensbild von Hegels großem Landsmanne und Gegenfüßler, von Schelling, in Briefen vor die Öffentlichkeit trat? Man achtet beider nicht mehr viel, das ist richtig, und die beiden

*) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Teilen. Leipzig, Dunder und Humblot, 1887.

Grenzboten IV. 1887.

„Helden des Gedankens,“ die die Krieger im Streit waren für zwei zum erstenmale so nahe, so nackt und so hart aufeinander platzende geistige Grundgesetze, für die ganze Geschlechter in unerhörter Ausdehnung leidenschaftlich Partei nahmen, die sich als Entscheider der Geistesgeschichte ansahen und ansehen durften: sie dienen schon seit geraumer Zeit nur dazu, um in Wissenschaft, Kunst und Leben Schlagworte zu bilden für gewisse ganz gräßliche, ganz unverzeihliche und beschämende Irrtümer und überwundene Standpunkte, über die man weit hinaus zu sein, in die man nie, niemals mehr verfallen zu können glaubt. Man spreche dem Naturforscher, dem gebildeten Mediziner von Schelling, und er wird alsbald dunkle Vorstellungen entwickeln von einer undurchdringlichen geistigen Nacht, die über Deutschland lag, in der die „Naturphilosophie“ herrschte und es zum Grausen des Auslandes machte, Vorstellungen, die an Brentanos finstern wilden Wald mit den darin hausenden naturphilosophischen Pestschierstechern erinnern, welchen dann erst die wackern, exakten Gockels von heute mit ihren lichtbringenden „Naturforscherversammlungen“ den Garaus machen. Man rede dem Historiker, dem Staatsmanne, dem Kunstgelehrten von Hegel, und er wird sich mehr oder minder wegwerfend äußern über abstrakte Überhebung, leeren Schematismus, grundlose Systematisirerei, wenn er sich nicht gleich im Kraftstil Schopenhauers bis zu „Wischwaschi“ und dialektischem Weitzanz versteigt. Woher gleichwohl dies allgemeine Interesse für diesen gerade auf den der Tagespresse näherliegenden Gebieten so verrufenen Mann? An ein Wiedererwachen des spekulativen Sinnes — was ja aus solchen allgemeinen Anzeichen immerhin zu schließen wäre — vermögen wir noch immer nicht recht zu glauben, obwohl der akademische Keuling auf den Universitäten nicht mehr mit so durchgreifenden philosophischen Teufelstreibungen empfangen wird wie noch vor wenigen Jahren. Gerade die Natur und Verbreitung der heutigen Popularphilosophen spricht gegen eine solche Deutung. Nein, es ist der durchaus nicht bedeutungslose, etwa rein klangliche Zauber eines für die jüngste Vergangenheit, und nicht bloß die rein geistige Vergangenheit, unendlich wichtigen Namens. Mit diesem Namen verknüpfen sich noch immer für viele — und gerade für die vielen — Vorstellungsräume, die von der Philosophie weit, weit abführen. Hegel — das bedeutete einmal die „Emanzipation des Geistes,“ und zwar des Geistes in so umfassender Bedeutung, daß die dem Geiste sonst entgegengesetzten Elemente sich um dies heilige Banner sammeln konnten; das bedeutete die „absolute Freiheit als Ziel des Weltprozesses,“ das bedeutete die Erhebung des „Selbstbewußtseins zur Gottgleichheit des Absoluten.“ In den seltsamsten Formen und Verbrämungen findet der Erforscher der Staats-, Gesellschafts- und Geistesgeschichte des letzten halben Jahrhunderts die Grundsätze des Jenenser Privatdozenten und Nürnberger Schulrektors immer wieder. Sie erklingen an den Thronen der Fürsten und in den Baracken der Arbeiter, in den Hörsälen der Universitäten und in den

Redaktionen der Zeitungen, auf der Tribüne der Parlamente und auf der Bühne der Theater. Sie durchfluten in breiten Strömen die Literaturen der Kulturvölker bis zum flüchtigen Eisenbahnroman und Eintagsfeuilleton hinab. Wie wenig in diesem Meere von Wirkungen mag auf die Quelle selbst zurückzuführen sein! Aber diese Quelle war bekannt, sie dient noch in zehnfacher Ableitung dem Schöpfer ihres geistigen Heiltranks als letzte Autorität, und sie gilt — ihm und seinem Publikum meist gleich dunkel und unbekannt — als unerschöpflicher, unvergleichlicher Bronnen ewiger Weisheit. Das hält alles noch vor, trotz der Ernüchterung, des Widerwillens und im Gefolge davon des allmählichen Vergessens, welches inzwischen an die Stelle jener allgemeinen Geltung getreten ist. Es erklärt die Wirkungen, die dieser Name auch fern von seinem eigentlichen Kreise noch immer hervorruft.

Wunderlicher Gegensatz des Geistigen, den er selbst so tief gefühlt hat, daß er ihn zum System erhob: der scheu verehrte, dunkeltiefe Weise, der Herrscher im Reiche des Absoluten, das mächtige Schulen- und Parteienhaupt und zugleich der preussische Staatsphilosoph — als schlichter, freundlicher, anspruchs- und sehr lange aussichtsloser deutscher Gelehrter tritt er jetzt hier vor die nunmehr von seinem Geiste so tief berührte Welt. Der deutschen Nation wird vor den andern oft das stolze Gefühl zu Teil, auf weltbewegende Geistes thaten ihrer Söhne hinweisen zu können, die bei Lebzeiten, durch nichts ausgezeichnet, als schlichte, ja ärmliche Bürger unter ihr weilten, unbeachtet, wenig gefördert, desto mehr gehindert, durch nichts aufgemuntert als durch den Genius im eignen Busen. Auch Hegel zählt für den größten Teil seines Lebens zu ihnen. Und man könnte trotz der Wehmut und Bitterkeit, die sich in jenes stolze Gefühl mischt, gerade heute fast wünschen, daß dem so bliebe. Eine erquickende Lektüre sind diese Briefe des Geistvollsten unter all den Edeln, die jemals kleine Jungen in die Geheimnisse der lateinischen Grammatik eingeführt und auf dem Katheder Notizen und Klagen ausgeteilt haben! Ganz besonders erquickend, wenn man sie mit den Erlässen jener früh verwöhnten Kinder des Glückes vergleicht, die nicht wie jene hehre Ausnahme unter ihnen „früh das strenge Wort gelesen hatten, das dem Leiden und dem Tod vertraut“; vornehmlich mit den hier am nächsten liegenden unwirksamen Selbstbespiegelungen Schellings, der eigentlich nur in den Briefen an seine Familie liebenswürdig ist. In all diesen traurigen, engen, gedrückten Verhältnissen nicht ein Ton der Klage, des Selbstbedauerns, des sich unglücklich und verkannt Fühlens. In dieser Hinsicht verdienen die Hegelschen Briefe ein leuchtendes Beispiel zu werden in der gesamten Weltliteratur. Ein wahrhaft philosophisches Werk, das sich würdig dem schönen Denkmal philosophischer Persönlichkeit an die Seite stellt, welches die Welt bereits in dem erhabenen Briefwechsel Spinozas besitzt. Wir empfehlen es aufs angelegentlichste all den „verkannten Genies,“ an denen unsre Zeit — leider — so reich ist. Wo sich wirklich einmal Unmut zu regen wagt, da gilt er der Verfahren-

heit, der Unangemessenheit der Sachen, nicht den Wünschen und Beschwerden der Person. Ein überlegener Humor erhebt aber auch diesen edeln, stets berechtigten Groll in die Kreise einer heiteren, sich selbst gleichen Geistesfreiheit. Hegel verstand zu warten — das war ein Teil seines Genies, das bildet eine Grundlage seiner Philosophie. Der Wert einer solchen Natur ist unschätzbar selbst in den gewöhnlichsten menschlichen Verhältnissen, aber unter dem nervös erregten Treiben geistig hervorragender Gesellschaftsschichten berührt sie stets wie ein halbes Wunder. Und sicher ist auch bei dieser seltenen Erscheinung das Verdienst nicht geringer als die Anlage. Hölderlin, Hegels sowie Schellings Jugendfreund, mußte mit seinem ganz entgegengesetzten Wesen die Vorzüge des ersteren ganz besonders empfinden. Er erklärt die „wohlthätigen Wirkungen seines Umgangs“ (in Frankfurt a. M., wo beide Hauslehrer waren) aus der Eigentümlichkeit der „ruhigen Verstandesmenschen, bei denen man sich so gut orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist.“ Allein Hegel war doch nicht so ganz der „ruhige Verstandesmensch,“ als welchen ihn Hölderlin hier hinstellt. Es konnte in ihm brausen und stürmen, er setzte sich nicht so ohne weiteres auseinander mit der Wirklichkeit, er nahm das Gegebene nicht so selbstverständlich an. „Der ich viele Jahre lang auf dem freyen Felsen bey dem Adler nistete,“ so schreibt der bald Vierzigjährige als Redakteur der Bamberger Zeitung auf das Gerücht, daß eine gewöhnliche Schullogik von ihm erscheine, „und reine Gebirgsluft zu atmen gewohnt war, sollte igt lernen von den Leichnamen verstorbenener oder totgebohrener Gedanken zehren und in der Bleyluft des leeren Geschwäges vegetiren!“ Die genialische Gährung, die Signatur seiner Zeit, hat ihn nicht unberührt gelassen. Wer seine in ihr empfangenen Grundwerke, die „Phänomenologie des Geistes“ und die „Wissenschaft der Logik“ nicht bloß aus den Geschichten der Philosophie kennt, wird wissen, wie sie da mitunter sehr stürmisch, wenn nicht absurd zum Durchbruch kommt; die „Phänomenologie des Geistes“ ist nicht bloß in ihren Grundgedanken eines der revolutionärsten Werke aller Zeiten. Und noch in der letzten, abgeklärten Periode seines Lebens weiß der einzige Zeuge seiner innersten Persönlichkeit, seine ausgezeichnete Gattin, von Ausbrüchen zu berichten, in denen er das Dasein des Philosophen in dieser Welt verfluchte. Aber es scheint eben, daß ein zweites Selbst dazu gehörte, um zu diesen geheimsten Regionen seines Wesens Zutritt zu erlangen. Der Welt gegenüber ist Hegel von Anfang an in seinem Charakter der Fertige, Abgeschlossene, Reife, von nichts Menschlichem berührt und wie von Natur befähigt, *aequam servare mentem rebus in arduis*. Seine „feierlich gravitatische Gegenwart“ in der Gesellschaft bemerkt schon in seinen dreißiger Jahren sein Nürnberger Freund, der Theologe Paulus. „Was muß entstehen, wenn deine Reife sich noch Zeit nimmt, ihre Früchte zu reifen,“ schreibt Schelling (Aus Schellings Leben in Briefen II, S. 112) schon etwas höflich, aber offenbar in ehrlicher

Meinung vor dem Erscheinen von Hegels erstem größeren Werke an den damals noch eng verbundenen Jugendfreund. Der im Vollbesitz des Verkehrs mit Schiller mehr als jemals exklusive Goethe sehnt sich schon 1803 nach den „interessanten Unterhaltungen“ des Jenerser Privatdozenten; unter dem Geschützdonner der Schlacht bei Jena wurde bekanntlich sein Hauptwerk, die „Phänomenologie des Geistes,“ vollendet. Er selbst pflegte später mit bedeutungsvollem Scherze auf das Zeitbezügliche, Prophetische darin (gelegentlich des Sturzes Napoleons!) hinzuweisen. Es dürfte schwer sein, unter den damaligen furchtbaren Verhältnissen, in dem das ganze Sein und, was für den Philosophen schlimmer, die ganze Arbeit, der Ertrag des Lebens, vernichtet zu werden drohte, ruhigere, klarere, haltungsvollere Briefe zu schreiben.

Dieser Eindruck des Fertigen, von vornherein Abgeschlossenen, welcher einen solchen Gegensatz bildet gegen das sonst in den berühmten Briefwechseln so nackt hervortretende ewige Werden alles Menschlichen, wird in diesen Briefen (jetzt zugleich der vollständigsten Lebensbeschreibung) Hegels erhöht durch die auffallend geringe Ausbeute, welche sie über Jugend, Familie und Bildungsgang des Philosophen gewähren. Wie fordert hier gerade wieder der von weitem Familienanhang vergötterte, von Vater und Mutter verhätschelte und mit Liebesgaben überschüttete Schelling zum Vergleiche heraus! Hegel steht ganz allein. Hätte der in den nächsten menschlichen Beziehungen zu ihm befindliche Herausgeber nicht die bekannten biographischen Daten vorausgeschickt, aus diesen Briefen würde man nichts darüber entnehmen können. Eine Schwester, Christiane, taucht in später Zeit, als Hegel selbst sich noch spät eine Familie gegründet hatte, einmal als Pate flüchtig auf. Aber auch da erst fällt es dem Leser auf, daß er bis dahin so gar nichts von Hegels Familie gehört hat. Diese Beziehungslosigkeit, diese sozusagen auch persönliche Abstraktheit stimmt so genau zu Hegels Wesen, daß nur das Gegenteil auffällig wäre. Ist doch auch in seinen Werken diese Abgezogenheit von allen weltlichen Einzelheiten, am deutlichsten ausgeprägt in dem oft geradezu absichtlichen Umgehen sinnlicher und geschichtlicher Erklärungen, eine unter allen Philosophien hervorsteckende Eigentümlichkeit, welche nicht zum geringsten die Schwierigkeit ihres Studiums und Verständnisses verschuldet. Einen Jugendbrief hat der glückliche Zufall erhalten, aber es ist kein Familienbrief, sondern er ist an einen Schulfreund gerichtet und betrifft keine persönlichen Angelegenheiten, nicht einmal die dem jungen Geiste um diese Zeit oft so komisch wichtigen Verhältnisse der Schule, sondern rein geistige, naturwissenschaftliche und literarische Gegenstände. Wie er die Handschrift des vierzehnjährigen Gymnasiasten bereits vollkommen ausgebildet zeigt, so in den Grundzügen, wie es scheint, auch seinen Geist. „Mathematikhausen“ ist der Brief überschrieben, eine Beziehung, über die man sich vergeblich erkundigt hat. Wie bedeutsam leitet er die Sammlung ein!

Die spätere, ungeahnt glänzende Entfaltung seiner äußern Lebensverhältnisse,

wohl auch schon vordem der leise, aber stetige Einfluß des ewig Weiblichen in seiner Frau, „der Gewinn einer Liebe, auf den er sich kaum noch Hoffnungen in der Welt machte,“ haben jedoch erfreulicherweise verhütet, eine solche Natur in das ihr drohende Extrem der Pedanterie und Herzensdürre verfallen zu lassen. Die Briefe an seine Frau, wie sie jetzt getreu nach den Originalen, ohne Auslassungen und vollzählig vorliegen, sind am ehesten geeignet, die aschgrauen Vorstellungen von Hegels Persönlichkeit, auf die man gerade in neuester Zeit unter den Einwirkungen seines gehässigen Gegners Schopenhauer so oft stoßen kann, zu berichtigen. Man wird kaum von dem Philosophen und am wenigsten von diesem Philosophen jene herkömmlichen Formen des „süßen Wahns,“ und sei es in noch so absonderlicher Gestaltung, erwarten, in denen jeder Philister einmal in seinem Leben mit dem Dichter zu wetteifern sich gemüßigt fühlt. Schelling freilich, der sich hier wie überall zum gegensätzlichen Vergleich anbietet, liebte es auch da, etwas vom blauen Dunste der Magie einfließen zu lassen. Aber es berührt nicht gerade natürlich, ihn, den Witwer aus der Ehemannsschule Karolinen, noch im zweiten Bräutigamsstande mit „Maiblümchen,“ „mädchenhaftem Mädchen“ u. dergl. um sich werfen zu hören, besonders wenn man dagegen die sehr nüchtern-verständige ärztliche Untersuchung hält, welche er vor der Verlobung das „Maiblümchen“ zu unterwerfen für zweckmäßig erachtete. Hegel ist in diesem Verhältnis, das durch seine Besonderheit doch auch das allzu Menschliche adeln mag, vielleicht ein wenig zu sehr er selbst gewesen. Es kann so einem Philosophenbräutchen eigentlich gar nicht verdacht werden, daß sie gelegentlich den Kopf oder wohl auch die Lippe hängen läßt, wenn sie von dem geliebten Zukünftigen statt mit Canzonen und Sonetten, mit weisen Betrachtungen über die Relativität und Unwirklichkeit des — Glückes bedacht wird. Gleichwohl sind die diesen Gegenstand betreffenden wunderlichsten aller Liebesbriefe der nicht unliebenswürdige Ausdruck einer gleichmäßigen klaren und dabei doch hochfönnigen und genialen Natur, jedenfalls haben noch nie Liebesbriefe mehr gehalten als diese, die so wenig versprochen. Es bedarf nicht der aus dem tiefsten Herzen kommenden Bestätigung der edeln Frau selbst an den treuesten Lebensfreund des verewigten Gatten am Schlusse der Sammlung; die Briefe selbst belegen es auf Schritt und Tritt durch die mannichfachsten Züge, wie viel er ihr und seiner Familie rein menschlich gewesen ist. Auf großen Ferienreisen nach den Niederlanden, nach Wien und Paris, die er sich als Berliner Professor gönnen konnte, läßt er kaum einen Tag verstreichen, ohne ihn mit einem Bericht an sie zu beginnen oder zu beschließen. Hier zeigt sich die feinen Geist auszeichnende tiefe Vielseitigkeit in ihrer greifbarsten, ursprünglichsten Gestalt. Sie machte er darnach zur ersten Vertrauten seiner reichhaltigen Eindrücke in Kunst, Literatur und Leben. Und man darf wohl die von dem Herausgeber dieser Briefe, seinem ältesten Sohne, schon in der Einleitung zu den Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte hervorgehobene

Thatsache über die größere Lebendigkeit und damit Popularität seiner spätern Vorlesungen auf Rechnung dieses schönen Verhältnisses setzen. Von einer Pose, einer berechneten Auswahl und Anordnung ist in diesen Berichten keine Rede, wie sie überhaupt nicht den Charakter eines zur Veröffentlichung bestimmten Briefwechsels tragen und daher auch in Stil und Gedanken keine ungerechten Vergleiche — etwa mit Goethes Reisebriefen — dulden. Alles, was gesehen wird, wird mitgeteilt, ja oft macht es den ganz unbefangenen humoristischen Eindruck, schon auf die Mitteilung hin gesehen worden zu sein. Wiener, Pariser und niederländische Küche, Pariser Moden — die ungeheuern Strohhüte der zwanziger Jahre, eine „Institution,“ die ja gerade diesen Herbst wieder ihre schrecklichen Schatten vorauszuwerfen beginnt —, sogar das Pariser Schlachthaus — „in welcher andern Stadt der Welt würde ich ins Schlachthaus fahren!“ schreibt Hegel —, Städte- und Landschaftsbilder, Begegnungen auf der Postkutsche und der Fahrgelegenheit, reisende Engländer und hummelnde Studenten, alles kunterbunt abwechselnd mit den Eindrücken der Architektur, der Gemäldegalerien, der Musik, des Theaters.

Hegels Geschmack war, wie dem Kenner seiner Ästhetik schon aufgefallen sein wird, sehr weit. Das hängt zusammen mit dem ganzen objektiven Charakter, wenn auch, wie uns wenigstens dünkt, nicht mit dem Grunde seiner Philosophie. Er begab sich willig und anstandslos in den Bann der seine Zeit beherrschenden italienischen Opernarie, die italienische Oper ist in Wien sein Entzücken, seine Leidenschaft, in Wien, wo sie zu derselben Zeit im abgelegenen Stübchen dem letzten großen Meister der klassischen deutschen Musik seine letzten Tage verbitterte. Scribes Stückem sagt er „tiefe Wirkungen“ nach und begreift nicht, „wie das kritische Gefindel bey uns ewig über Scribe, den Verfasser der Valerie, schimpfen kann.“ Grillparzer, der ihn um diese Zeit besuchte, macht auf ihn gar keinen Eindruck. Ihn interessirte jedes geistige Können vornehmlich durch die Art seines „in Erscheinung tretens.“ War dies fesselnd, und vornehmlich war es etwas Besondres, ein Typus, so war es ihm zugleich bedeutend. In das Innere, oder besser hier, in das Seelische der Erscheinung einzutreten, war seine Sache nicht. Das ist der Blick des Naturforschers, des Anthropologen und in dessen Sinne auch des Historikers. Weniger schon wird er dem eigentlichen Geschichtsforscher, am allerwenigsten dem künstlerischen Geschichtschreiber, gar dem Kunstforscher und Künstler eigen sein. Das ist für Hegels Wirkungen im allgemeinsten wichtig geworden, und manche Wirrnis, manche Wunderlichkeit und Verschrobenheit darin, aber auch manche ganz eigentümliche, ganz unbeabsichtigte und unbewusste Formwirkung (z. B. die Beziehung Hegels zum Materialismus) wird dadurch erklärt oder aufgedeckt. Goethe, der ihn persönlich ungemein hochschätzte und im Verkehr Schelling immer mehr vorzog, konnte daher seiner Philosophie nichts abgewinnen, während er Schellings oft krauses philosophisches Treiben von Anfang an mit einer Art olympischer Neugier ver-

folgte und noch an seinem Streite mit Jacobi lebhaften Anteil nahm. An Hegel aber schreibt er: „Ich halte meinen Sinn möglichst offen für die Gaben des Philosophen und freue mich jedesmal, wenn ich mir zueignen kann, was auf eine Weise erforscht wird, welche die Natur mir nicht hat zugestehen wollen.“ Und dies in einer Zeit, nachdem er sogar dem anfänglich ignorirten Kant „mit großem Nutzen“ nahe getreten zu sein bekennt. Das gemeinsame Band im höheren Geistlichen bildete für sie die Farbenlehre, zu deren eifrigstem Anhänger und Vorfechter sich Hegel gleich von ihrem Erscheinen an gemacht hatte. Aus wie verschiedenartigen Gründen, zeigt die Behandlung dieses Gegenstandes in der „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“ (§ 320), wo Hegel an der Newtonschen Theorie „vors erste“ mißfällt, „daß auch beim Lichte nach der schlechtesten Reflexionsform, der Zusammensetzung, gegriffen worden ist.“ „Über die Barbarei dieser Vorstellung — sagt er — kann man sich nicht stark genug ausdrücken.“ Trotz dieser wenig sachgemäßen Behandlung hat Goethe den bloßen Beitritt des einflußreichen Mannes sehr zu schätzen gewußt, wie er bei der Aufführung des Hegelschen brieflichen Gutachtens in der Farbenlehre ziemlich offen bekennt. Die beißende Verwendung der Newtonschen Theorie in Hegels Vorlesungen als Beleg für den Zahlenaberglauben der Menge im Gegensatz gegen die unverstandenen hohen Gedanken eines Kepler (Encyclopädie § 280) wird jedenfalls ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Der Verkehr mit Goethe muß an die Spitze gestellt werden, wenn die Rede auf die persönlichen Beziehungen Hegels kommt. Er befand sich durchaus auf dem Stande geistiger Ebenbürtigkeit, „als von alten treuen Freunden ohnehin nicht auf dem Fuße der Beobachtung — wie er sich zeige oder was er gesprochen, sondern kordat zusammen, und nicht um des Ruhmes und der Ehre willen, daß von ihm gesehen und gehört zu haben u. s. f.“ Wie Hegel „den alten, d. h. immer jungen“ Goethe schildert, „etwas stiller — ein solches ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unverfiegbarer Energie des Talents darüber vergißt,“ so steht er leider immer noch nicht vor der Phantasie der meisten Deutschen. Sein Zeugnis vom alt-Goethischen Weimar, dem ganzen, unbefangenen liebenswerten, traulich patriarchalischen Verhältnis, dem „guten, alten, etwas tauben Herrn,“ dem Großherzog, der auf ein paar Stündchen zur abendlichen Plauderei zu Goethe kommt und Hegel „angenagelt auf dem Sopha neben sich“ festhält, um sich „über Paris“ berichten zu lassen, während sich „Zelter und Niemer klüglicherweise [d. h. wohl des politischen Gesprächs wegen] in das daranstoßende Zimmer setzen“ — alles dies ist darum denen doppelt zu empfehlen, welche den „Niemer, Eckermann und andern Goethischen Kreaturen“ noch immer hartnäckig ihren Glauben versagen. Durch Goethes Vermittlung wohl wurde in Berlin Zelter der Hausfreund von Hegels Familie. In Heidelberg waren es Kreuzer und der von seiner Philosophie, wie der Theologe weiß, geradezu berückte Daub.

Die treuen Schützer und Berater von Hegels langer Junggesellenzeit waren der durch sein philosophisches Journal und seine Verdienste um das bairische Unterrichtswesen bekannte Niethammer und seine Frau, „die beste Frau,“ wie Hegel sie nannte. Sie waren mit Goethe die rettenden Engel in Hegels damaligen, bei persönlicher Mittellosigkeit, einem Gehalte von hundert Thalern und den tollen Zeitläuften sehr erklärlichen chronischen Geldverlegenheiten. Die Briefe an Niethammer sind übrigens wegen der Einblicke in die damaligen Experimente der bairischen Schulverwaltung wichtig, sie haben dadurch, daß sie mitunter sehr stark von heutigen Verhältnissen abstecken, Aufsehen erregt, noch mehr aber verdienen sie es wegen der den ganzen Charakter der Zeit spiegelnden philosophischen Wagemuthigkeit jener Experimente. Da giebt es „Rechts- und Pflichtenlehre“ in der Untersekunda, „Kosmologie und natürliche (!) Theologie“ in der Obersekunda, „wobei zu gebrauchen die Kantischen Kritiken der Beweise für das Dasein Gottes“; für die Primen „Psychologie“ nebst „den ethischen und rechtlichen Begriffen, für welchen letztern Lehrkursus die Kantischen Schriften vorläufig (!) ausreichen,“ und „Zusammenfassung der zuvor einzeln behandelten Objekte in einer philosophischen Encyclopädie.“ Diese „politisch-naturwissenschaftliche Aufklärung“ im Jugendunterricht scheint (Br. 110) selbst dem Nürnberger philosophischen Rektor ein bißchen zu reich gewesen zu sein. Ob die aus diesem Unterricht hervorgegangenen Baiern dem Ideale unsrer Zeitungen entsprochen haben, bleibt dunkel; zum mindesten nennt nicht gar zu lange darnach Schelling die Münchner Gymnasien „wahre geistige und moralische Mördergruben“ (Aus Schellings Leben III, S. 3). Man sieht eben, der Schulplan macht es nicht allein.

Ferner ist das Verhältnis Hegels zu Paulus bemerkenswert. Der berühmte Theologe hat seinen beiden philosophischen Landsleuten in ihrer gemeinsamen naturphilosophischen Periode in Jena sehr nahe gestanden, sich aber sehr bald mit Schelling vollständig und mit Hegel später aus politischen Gründen verfeindet (1817 bei Gelegenheit des württembergischen Verfassungstretes, in welchem Hegel mit einem viel beredeten Erlaß in den Heidelberger Jahrbüchern gegen die allerdings ganz plan- und haltlosen Stände für die staatliche Selbständigkeit Württembergs auftrat). Hegel übte schon früh an ihm seinen überlegenen Wit, ohne jedoch jemals öffentlich gegen ihn aufzutreten, wie Schelling, der die Zwistigkeiten bis zu einem tobenden Kampfe ansachte. Die Frau von Paulus, das Urbild eines weiblichen Professors, wie sie sich in Universitätskreisen mitunter zu entwickeln pflegen, hätte Hegel sehr gern auf diplomatische Weise an den Heerbann ihres streitbaren Herrn Gemahls gefesselt. Seine bedeutende und eigenartige Tochter Emmi war Hegel bestimmt, dieselbe, welche dann, tragisch genug, dem letzten Liebesversuch des alternden Becken August Wilhelm von Schlegel zum Opfer fiel. Hegel ging — vielleicht hauptsächlich aus jenen Gründen — dem Verhältnis aus dem Wege, was vielleicht schon die innere Veranlassung

zum Bruch war. Bedeutsam bleibt es immerhin, daß schließlich Hegels Lehre sich gerade so innig mit der Richtung von Paulus vereinigte und so die Pläne der Frau Paulus sich wenigstens im rein geistigen Sinne erfüllten.

Am meisten lenkt unter den persönlichen Beziehungen natürlich das Verhältnis zu Schelling die Aufmerksamkeit auf sich, und in enger Verbindung damit das zu ihrem gemeinsamen französischen Apostel Viktor Cousin. Hier wird nun allerdings der philosophische Eindruck mitunter stark geschwächt, und man darf nicht verhehlen, zuletzt auch vonseiten Hegels, der im Anfange Schelling gegenüber eine würdige, ja liebenswürdige Haltung einnimmt. Freilich liefen ihre philosophischen Bahnen stark auseinander, aber ihre persönlichen folgten diesem Zuge mehr, als nötig erscheint, und mehr, als bei Philosophen billig ist, richteten sich gerade letztere nun auch gegen einander. Schelling, der den produktiven Geist des Jugendfreundes wohl zu würdigen und — zu nützen verstand, hätte sich wohl selbst sagen können, daß Hegel das undankbare Amt eines journalistischen Schildknappen seiner Philosophie, der mit seiner Gründlichkeit die genialen Blößen des ungestümen Herrn decken sollte, nicht für immer verwalten würde. Ihre Geister und Charaktere gingen in den Grundanlagen auseinander. Über Schellings Magnetismus und Spiritismus, seine Quellen- und Metallriecherei machte Hegel sich schon in der Zeit ihres gemeinsamen Arbeitens Goethe und Seebeck gegenüber lustig und aus seiner Ungläubigkeit auch Schelling gegenüber wohl kein Hehl. Gleichwohl genügte das Erscheinen von Hegels erstem selbständigen Werke, dessen Vorrede freilich den Gegensatz gegen Schelling in nicht mißzuverstehender Weise betont, Schelling zum sofortigen Bruche. Noch bevor er es gelesen hat — wie er behauptet —, antwortet er dem freundschaftlich und verehrungsvoll Überreichenden nur, um alsbald gänzlich darüber abzusprechen. Dieser Brief ist zugleich der letzte in der Korrespondenz der einander so eng verbundenen Freunde.*) Gegen seinen Schüler Windischmann entblödet sich Schelling, die ganze Hegelsche Philosophie zu derselben Zeit alsbald als „unentwirrbaren Weichselzopf“ (Aus Schellings Leben II, S. 128), den man

*) Hegel traf noch einmal zwei Jahre vor seinem Tode (wohl auf Betreiben seiner Gattin, vgl. diese Briefe II, S. 378) mit Schelling in Karlsbad zusammen. Es verlohnt wohl, den Bericht hierherzusetzen, den Schelling seiner Frau (Aus Schellings Leben III, S. 47) von diesem als Ereignis behandelten Zusammentreffen giebt: „... Stell dir vor, gestern saß ich im Bade, höre eine etwas unangenehme, halb bekannte Stimme nach mir fragen. Dann nennt der Unbekannte seinen Namen, es war Hegel aus Berlin, der mit einigen Verwandten aus Prag hierher gekommen ist und sich ein paar Tage auf der Durchreise hier aufhalten wird. Nachmittags kam er zum zweitenmale sehr empfindlich und ungemein freundschaftlich, als wäre zwischen uns nichts in der Mitte; da es aber bis jetzt zu einem wissenschaftlichen Gespräch nicht gekommen ist, auf das ich mich nicht einlassen werde (!), und er übrigens ein sehr gescheiter Mensch ist (!), so hab ich mich die paar Abendstunden gut mit ihm unterhalten (!). Noch habe ich ihn nicht wieder besucht, es ist mir etwas zu weit in den goldenen Löwen.“

nur komisch zu nehmen habe, in Verruß zu bringen. Allein Schelling wußte sehr wohl, was es mit dem Weichselzopfe auf sich hatte, und die freilich von dieser Seite am leichtesten „anzugreifende“ Lehre des Philosophen, den (nach der bekannten Anekdote von seinem Sterbebette) „nur einer seiner Schüler verstanden hat — und auch der nicht richtig,“ war seinem gerade in dieser Hinsicht so genialen, durchdringenden Blicke wohl am wenigsten schwer zu deuten. Wie er in jenem Absagebriefe an Hegel gleichsam im philosophischen Hausrock, in dem man unter sich ist und die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, ihm gleich so treffend das Wort, worauf es ankommt, an den Kopf schleudert, das wohlgemerkt in jenem ersten Werke, der „Phänomenologie,“ äußerlich noch durchaus nicht die spätere Rolle spielt und an dem doch schon damals die ganze Hegelsche Philosophie hängt: nämlich das Wort „Begriff“ — das ist in so hervorragender Weise, man darf zugleich sagen so entzückend Schellingisch, daß man ihm ob dieser letzten Offenbarung beider Seiten seiner eigentümlichen göttlichen Deutlichkeit fast nachsehen möchte, wie ihm von nun an die eine, die hauptsächlich, nämlich die wissenschaftliche, so ganz abhanden kommt und nur die andre, die persönliche, sich immer gewaltiger entwickelt. Einen ganzen Band philosophischer Geschichte enthält dieser Brief. Es scheint eigentlich viel zu wenig beachtet, wie die ganze Weiterentwicklung der Schellingschen Philosophie nun auf Schritt und Tritt den Gegensatz gegen Hegel an der Stirn trägt. Es kann dies auch nirgends so scharf hervortreten, als hier in dem für den letzten Teil der Hegelschen Briefe so charakteristischen Kampfe um Cousin, um den für die Weltwirkung einer Philosophie damals so wichtigen Franzosen. Die beiden philosophischen Messiasse wußten sehr wohl, was sie an diesem Apostel besaßen, und der Apostel wußte es vor allem selbst. Den auffässigen Schelling läßt er es damals recht deutlich fühlen, daß Paris die Welt sei. Hegel siegte auch hier, er war überall der unfehlbar sichere Berechner, als den er sich schon in der Wahl des Grundthemas seines Systems zeigt, der Diplomat unter den Philosophen, der würdige metaphysische Zeitgenosse Talleyrands und Metternichs. Aber er gleicht ihnen auch darin, daß seine Wirkungen mit ihren Mitteln und, da dieselben durchaus zeitliche sind, schließlich mit seiner Persönlichkeit aufhören, daß sie nichts in sich selbst Beruhendes haben, nicht auf das Ewige gebaut sind, ja diesem bewußt entgegentreten. Es giebt fundamentale und tendenziöse Philosophien, Hegel ist wohl der bedeutendste, zugleich der einflußreichste unter den Vertretern der letzteren. Darum fiel aber auch sein System, wie jene diplomatischen, mit der Zeit zusammen, die es getragen hatte, leicht wie ein Kartenhaus. Hegel starb aber auch zur rechten Zeit, wie er zur rechten Zeit gelebt hatte, ein Glück, das nicht immer solchen Naturen wird; fast wäre man versucht, es mit den berührten Eigenschaften dieser besondern in Verbindung zu bringen, wenn nicht — trotz Goethe — an dieser Grenze Berechnung und Diplomatie aufhörten. So aber blieb immerhin die gewaltige Autorität seines

Namens gewahrt, wenn auch sein Werk thatsächlich zu nichte war lange vor den Hallischen Jahrbüchern und dem feierlichen Schisma der „Schule.“ Deutlich sieht man es gerade wieder an Cousin, der als echter Franzose für die Zeit einen feinen Geruch hatte und sich nun ebenso begeistert dem transsubstantialisirten Schelling in die Arme warf, welcher auf den Hegelschen Trümmern noch rasch seinen romantischen Thron errichten durfte, wie früher der absoluten Vernunft des Katholikenfressers Hegel. Es wurde ihm allerdings bald schwül dabei, und er zog sich auf das neutrale literarhistorische Gebiet zurück, das noch gegenwärtig die Zeit beherrscht, auch hierin wieder — ich sage das im Gegensatz zum Herausgeber dieser Briefe — eine feine Voraussicht und sich als echten Schüler des verewigten Meisters bewährend. Vergessen darf es Hegel nicht werden, daß gerade er es war, der diesen wichtigen Mann dem Deutschtum zuführte. Er bezeichnet den deutlichen Merkpunkt für das endlich erlangte Übergewicht des deutschen über den französischen Geist, zu dem freilich das Voraußgehen von Lessing, Kant und Goethe gehörte und das zu seinem Bestehen nicht minder des blutigen Siegels von Sedan bedurfte. Noch heute inmitten des krampfhafsten Auflehns des ehrgeizigsten Nationalitätsbewußtseins gegen die Anerkennung dieses Übergewichts predigt Cousins eigenstes Werk, die école normale in Paris, wahrhaft philosophisch die versöhnlichen Tendenzen ihres Begründers.

Ein Blick auf Hegels „Schule,“ soweit sie in den Briefen am Schlusse auftritt, möge auch den Bericht über sie beschließen. Spät genug tritt sie auf. Hegel machte aus seiner Abneigung gegen die Romantik keinen Hehl. *Moi qui ne suis pas trop indigène dans ces brouillards* — nämlich du monde romantique, schreibt er ironisch Cousin gelegentlich des jungen Literarhistorikers Ampère. Das entfremdete ihm das romantische Geschlecht. Gabler ist unter den namhafteren Schülern der einzige, der ihn bereits in Jena hörte; er machte aus seinen damaligen Nachschriften später ein Geheimnis. Andre, besonders Windischmann, den Hegel Schelling nicht entfremden konnte, beschuldigte er später des Plagiates (an seiner Geschichtsphilosophie) und brach höchst feindselig mit ihm. Erst mit jenem neuen, unruhigen, reformlustigen Geschlechte, welches etwa die zwanziger Jahre brachten, das sich mit politisch-historischen Idealen und vorwiegender Verstandesthätigkeit gegen das „Herz und Gefühl“ der poetisch-romantischen Zeit ganz im Hegelschen Sinne wandte, und vornehmlich erst in Berlin, dessen genius loci er in mannichfacher Hinsicht genannt werden kann: erst da konnte seine eigentliche Wirksamkeit beginnen. Dann aber entfaltet sie sich gleich in jenem für den Philosophen so ungewöhnlichem Maßstabe, welcher sie noch dazu bei ihren starken Ansprüchen an Fleiß, Aufmerksamkeit und Geist der Schüler so auffallend macht. Schon 1822 erzählt ein „Leutnant Eichler von Berlin“ Goethen (Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822) von dieser neuen Berliner

Stoa. Im folgenden Jahre erscheint Eduard Gans im Briefwechsel als ehrfurchtsvoll nahender Schüler mit der ersten Frucht des Hegelschen Geistes auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, dem ersten Bande seines „Erbrechts in historischer Entwicklung.“ Bald bevorzugter Schüler und Freund, ist er die eigentliche Seele der journalistischen Vertretung, welche sich Hegel in Berlin im Gegensatz zur Akademie, ja sogar als Sammelpunkt einer Art Gegenakademie eigens für seine Philosophie schuf: der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.“ Ihre nicht ganz leichte Geburt vergegenwärtigen die „Bülletins“ des dafür in Deutschland „reisenden“ Gans. In seiner Begleitung befindet sich sein Freund in Hegel, der Ästhetiker Gotho. In rascher Folge sammelt sich nun die ältere Garde der Hegelianer, im Briefwechsel theils selbständig auftretend, theils nach allen Richtungen (oft nicht eben schmeichelhaft, z. B. Michelet von Cousin als très formaliste) erwähnt. Schon ist das Ausland mannichfach vertreten: nicht nur Frankreich durch den freilich ganz besonders hervorstechenden Cousin, auch die Niederlande durch van Ghert, die skandinavischen Länder durch den bekannteren, für die Entwicklung des geistigen Lebens dort sehr wichtigen Heiberg. Die zutrauliche Annäherung des liebenswürdigen philosophischen Hutfabrikanten Eduard Duboc in Hamburg deutet auf die beginnende Wirksamkeit im größern Publikum. Mit einem weiten Ausblicke in die eingangs gekennzeichneten mannichfachen Machtkreise der Hegelschen Philosophie entläßt so das ihren innersten, von jenen großenteils so verschiedenen Beziehungen geweihte Buch seinen Leser.

Die Hegelsche Philosophie ist für uns heute eine vollendete historische Erscheinung geworden. Konnte das vorige Jahrzehnt noch allerorten, sogar in dem seiner Geistesart so wenig entsprechenden Italien (Augusto Vera) bemerkenswerte, in Hegels Geiste wirkende Kräfte aufweisen, so erinnert das gegenwärtige höchstens gelegentlich durch das Abscheiden eines überdauernden Veteranen an seine Lehre. Der Geist derselben wird uns aber noch gar oft in Erinnerung gebracht; und wie kürzlich der Tod Ratkows zu nachdenklichen Betrachtungen über Bildungen und Verbildungen deutschen philosophischen Flugsamens anregte, so könnte ein literarischer Weltumsegler von einiger Findigkeit noch gar manche seltsame Exemplare aller Gattungen aus der zeitgenössischen Weltliteratur zusammenlesen, in deren exotischen Gestaltungen man mit Verwunderung schließlich heimische Pflanzen wiedererkennen würde. So billig es nun ist, sich auch der Rückwirkung einmal als irrig erkannter Meinungen zu entschlagen, so sehr es vor allem not thut, endlich einmal mit allen noch so versteckten Maskirungen von Hegels mißratenem Kinde, dem wahrhaften enfant terrible des Jahrhunderts, nämlich seiner, gelind gesagt, rücksichtslosen Ethik ebenso rücksichtslos zu brechen; so ungerecht ist es namentlich von gewissen Seiten, vornehm über einen Mann hin zu urteilen, der leicht als Urheber gerade der Phrasen nachzuweisen wäre, mit denen jene urteilen und verurteilen.

Mit der Autorität, aber leider nicht mit dem Geiste Schopenhauers hat sich in manchen der Philosophie sehr abgekehrten Kreisen, vornehmlich aber in der „Gesellschaft,“ nach und nach eine Art freien Lasterkomments gegen Hegel herausgebildet, an dem sich sogar die grünende Jugend (man kann ja im trauernden Hinblick auf unsre „Lyceen“ fast sagen: beiderlei Geschlechts) zu üben berechtigt glaubt. Treffend könnte sich hier an ihm selbst ein Wort aus diesen Briefen bewähren, das Hegel in früher Zeit an Schelling schrieb: „Später hat die Menge, die nur mit dem Strome ihrer Zeit fortswimmt, mit Verwunderung gefunden, daß die Werke, die sie in der Polemik vom Hörensagen als längst widerlegte Irrtümer enthaltend kennen lernte, wenn sie zufälligerweise selbst ein solches zu Gesicht bekommen — das herrschende System ihrer Zeit enthalten.“



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

6. Etwas vom Sterben.



a beim letzten male die Rede am Ende aufs Sterben kam, nicht in düsterm Sinne, denke ich, denn die Schönheit, die höchste Menschenschönheit, führte von selbst darauf, so mag gleich noch etwas vom Sterben folgen, aber auch nichts Finsteres, eher etwas Heiteres, wenigstens Helles.

1. Vom Denken ans Sterben.

Wenn es heutzutage ein ausgeprägter Zug im Charakter des Zeitgeistes ist, daß man den Gedanken an das Sterben möglichst aus dem Wege geht, so darf man darin an und für sich einen unzweifelhaften Fortschritt erkennen gegen vorige Zeiten, wo man geneigt war oder aufgefordert wurde, die Gedanken an den eignen Tod sich fortwährend gegenwärtig zu halten. Die verschiedenen Zeitgeister (wenn die Form erlaubt ist) verhalten sich nämlich sehr verschieden zu jenen Gedanken, mit Meiden oder Suchen, auch mit Fürchten oder mutigem und selbst trotzigem Anschauen der Vorstellung des Todes, der allen sicherer bevorsteht als irgend etwas. Die tiefern Ursachen dieses verschiedenen Verhaltens zu erörtern und auf diesem Wege das Rechte zu finden, das wäre schon wichtig genug, es spinnt sich darin ein Grundfaden ab, der in seiner Art für den Einzelnen wie für das Ganze so wichtig ist wie der Faden der politischen, litera-